

Michael Fuchs-Hug

Kindsein und Familie vor 200 Jahren.

Imagination und Wirklichkeit, gezeigt am Beispiel von Joh. H. Pestalozzis Volksroman „Lienhard und Gertrud“¹

0. Defizitbeschreibungen von Kindheit und Familie

Auf vielerlei Arten wird heute in der westlichen Welt der Untergang der Kindheit und der Familie beschworen. Es ist, um nur einige Beispiele zu nennen, die Rede von einem gestörten Verhältnis unserer Gesellschaft zum Kind (Packard 1989, 23ff), der einsamen Kindheit (ebd., 66), der Erosion der Familie (Aebli 1985, 298), vom pädagogischen Funktionsverlust der Familie (Zdarzil 1978, 99), von einer Kindheit, die im Gefolge der sich ausbreitenden Medienpräsenz verschwinde (Postman 1985), von der vaterlosen Kindheit (Bronfenbrenner 1974) u.a.m. Die Liste mit Defizitannahmen ließe sich beliebig erweitern. Führt man sich diese und ähnliche Defizitbeschreibungen vor Augen, so liegt bald einmal der Schluß nahe, daß das Kindsein und insbesondere das Aufwachsen in der Familie heute problematisch wie noch nie sein muß.

Der historisch gebildete Pädagoge wird gegenüber bloßen Defizitbeschreibungen in bezug auf das Aufwachsen von Kindern in der Postmoderne allerdings skeptisch sein und für relative Gelassenheit plädieren. Kindheit ist unter den Bedingungen der Postmoderne im großen Durchschnitt wohl kaum defizitärer oder gar schlimmer, sondern ganz einfach anders geworden.² Ich will dies nachfolgend anhand zweier Thesen, die zugleich die zwei Hauptteile meines Artikels bilden, zu zeigen versuchen.

Die *erste These* lautet: Wenn immer in pädagogischer Absicht über Familie geredet wird, geschieht dies eher in Anlehnung an ein Ideal als in Anlehnung an die konkrete Wirklichkeit einer Epoche. Das hat mit einem für die Pädagogik typischen Diskursmuster zu tun, welches mit einer starken Spannung zwischen Imagination und Realität arbeitet. Diese Spannung ist eine Folge der impliziten religiösen Denkstruktur der Pädagogik und garantiert ihr, daß die Realität gegenüber der Imagination regelmäßig als defizitär einklagbar bleibt, was nötig ist, um nicht in reiner Deskriptivität zu verharren, sondern auch normgebend sein zu können.

¹ Ausgefaltete Version eines Thesenreferates, gehalten im Arbeitskreis 7 (Kindsein im Umbruch der Familie) der gemeinsamen Jahrestagung der AKK und des AfR in Leitershofen, 16.-19. September 1994. *Anm. d. Schriftleiters:* Die Schreibweise „ss“ wurde, wo erforderlich, in „ß“ geändert.

² Damit ist nicht gesagt – und das soll zu Beginn gleich deutlich herausgehoben werden – daß es in der westlichen Welt nicht Millionen von Kindern gäbe, die unter psychisch, körperlich oder materiell dramatischen Bedingungen aufwachsen. Die Verbesserung dieser Bedingungen verdient selbstverständlich unsere gespannte Aufmerksamkeit und politische Tatkraft.

In der *zweiten These* will ich die erste These untermauern, indem ich mittels der Gegenüberstellung einer Familienidylle aus Pestalozzis Volksroman „Lienhard und Gertrud“ und sozialgeschichtlichen Daten des ausgehenden 18. Jahrhunderts zeigen werde, daß das Auseinanderklaffen von Imagination und Wirklichkeit zu Beginn der Neuzeit in der Pädagogik schon als konstitutives Element vorhanden war und damit zu den Grundbeständen der pädagogischen Tradition gehört. Das Beispiel vermag auch zu zeigen, daß die „ideale Familie“, geprägt von „Häuslichkeit“, „Mütterlichkeit“ und „Moral“, schon damals empirisch kaum existiert hat und eine Relativierung der heutigen Defizitwahrnehmungen in bezug auf die familiäre Sozialisation aus diesem Grund angebracht ist.

1. Die Antinomie von Imagination und Realität als Bestandteil pädagogischer Semantik

1.1 *Imagination und Wirklichkeit*

stehen in der Pädagogik in einem Spannungsverhältnis. Dieses Spannungsverhältnis ist eine Folge der religiösen Struktur dieser Wissenschaft (vgl. Osterwalder 1992). Wer zur kulturwissenschaftlichen Erfassung der jüdisch-christlichen Tradition einen strukturalistischen Zugriff wählt, der erkennt beispielsweise mit Ernst Cassierer (1987, 147), daß die Prophetie der hebräischen Bibel ein wesentliches Element, das fortan der abendländischen Kultur kaum mehr verloren geht, in die religiöse Denkfom einbringt: den Zukunftsbezug. Nach Cassierer gestalten die Propheten das bis dahin rein an der Natur und der kosmologischen Einbettung orientierte Denken der Menschheit dahingehend um, daß die Geschichte der Menschheit nicht mehr „als Vergangenheitsgeschichte, sondern als religiöse Zukunftsgeschichte gefaßt“ wird (ebd., 147). Indem die Prophetie gleichzeitig einen starken ethischen Zug aufweist und das Verhältnis des Menschen zu Gott unmißverständlich als ein „geistig-sittliche[s] Verhältnis zwischen 'Ich' und 'Du'“ faßt (ebd., 288), wird ein fortan sehr wirkungsvolles Denkmuster in die Kultur eingebracht, das, zuerst transportiert durch das Gedankengut des Christentums, später dann radikalisiert durch die Aufklärung,³ in die Pädagogik einfließt: *Bei der Gestaltung von pädagogischer Zukunft werden ethisch anzustrebende Zielpunkte unter weitgehender Ausblendung von Realität imaginiert.* Dieser Zustand ist für die Pädagogik typisch und konstituiert ein Argumentationsmuster, das Oelkers (1992) „binär-oppositionell“ nennt: binär, weil zwei mögliche Zustände geschildert werden, oppositionell, weil der eine gegen den anderen Zustand ausgespielt wird. Dabei wird in der Regel die *bestehende Wirklichkeit* in der *Semantik des Zerfalls* beschrieben und *moralisch negativ* besetzt (ohne auf die

³ Die Aufklärung säkularisiert den prophetischen Heilsgedanken und bindet ihn nicht mehr an ein metaphysisches Heilsgeschehen, sondern an die Erziehung. Von der *richtigen* Erziehung verspricht sie sich die *bessere* Zukunft des Menschen oder gar die Höherbildung der menschlichen Gattung.

positiven Seiten von Zerfall aufmerksam zu machen), *die anzustrebende, zu konstruierende Wirklichkeit moralisch positiv* (und zwar *nur* positiv) geschildert. Dieses Muster spielt regelmäßig auch dann, wenn in pädagogischer Absicht von der primären Sozialisationsinstanz der westlichen Erziehung, der Familie, gesprochen wird. Familienbilder fallen dabei besonders kulturkritisch aus. Z.B. so: „Kinder, so scheint es, kommen in der Reihenfolge hinter beidseitigen Karrieren, der Reise nach Übersee, den Rückzahlungen für das Eigenheim, dem Auto und den Renovierungen“ (Ochiltree 1990, 109, zit. nach Büttner, Elschenbroich/Ende 1993, 104-105). Trotz der Tatsache, daß sich unsere Kultur auf einen Typus generativen Verhaltens zubewegt, „bei dem möglich scheint, daß Kinder nur geboren werden, wenn die Erwachsenen das wollen“ (Mollenhauer 1985, 17), scheint sich deren Lage gegenüber „früheren Zeiten“ – was immer man genau unter dieser Zeitangabe verstehen mag – nicht wesentlich zum Guten gewendet zu haben.⁴ Angesichts der prinzipiellen Möglichkeiten, wie Kinder auf dem Hintergrund einer industriellen Wohlstandsgesellschaft aufwachsen könnten, scheint die Wirklichkeit heute besonders defizitär zu sein.

1.2 Bilder von Kindheit und Familie

sind im pädagogischen Diskurs eminent wichtig, weil sie als handlungsleitende Kognitionen (Laucken 1974) Wirksamkeit entfalten, z.B. bei Politikerinnen und Politikern. Unter Bildern verstehe ich mit Thomas Ziehe kulturell vermittelte, im öffentlichen Diskurs entstehende, typisierte und in der Regel emotional hoch besetzte Imaginationen (Ziehe 1992, 63). Bilder beschreiben weniger eine *tatsächliche* gesellschaftliche Wirklichkeit, sondern sind, um Richters Definition des Begriffs „Kindheitsbilder“ aufzunehmen, „*Entwürfe und Vorstellungen, die sich eine Epoche, eine soziale Gruppe oder auch ein Einzelner von Kindern macht* (und die individuell und gesellschaftlich außerordentlich wirksam sein und das Verhalten gegenüber 'wirklichen' Kindern durchaus beeinflussen können)“ (Richter 1987, 19; Hervorhebung M.F.). Dasselbe, was Richter hier für das Kindheitsbild festlegt, gilt auch für Familienbilder. Das Problematische an Kindheits- und Familienbildern ist, daß sie, weil der Anteil an Traditions- und Wunschdenken recht hoch sein kann, auch dann noch als handlungsleitende Kognitionen die Realität beeinflussen, wenn sich die Realität als solche bereits ganz anders oder zumindest differenzierter als das Bild präsentiert. Diese Lage scheint mir für unser

⁴ Ergänzend zu Mollenhauer ist allerdings anzumerken, daß die rationale Kontrolle des Kinderwunsches nicht erst ein Ergebnis der heutigen Zeit ist. Hauser (1989, 230) kommt nach der Analyse von Volkszählungsunterlagen von 1870 zum etwas überraschenden Schluß, daß im Basler Bläsi-Quartier, einem typischen Arbeiterquartier, die Familien mit null bis zwei Kindern bei weitem überwiegen, wobei leider nicht ausgemacht werden kann, wie groß der Anteil der Kindersterblichkeit an dieser Situation ist. Die Zahlen im einzelnen: Von 314 Familien waren 79 ohne Kinder, 83 hatten je ein Kind, 84 Familien hatten zwei Kinder, 30 Familien hatten drei und 23 Familien vier Kinder. 28 Familien hatten entweder fünf oder sechs, und vier Familien hatten sieben Kinder.

heutiges Reden über die Familie und das Aufwachsen von Kindern in ihr charakteristisch zu sein. Die große Leistung des UNO-Jahres der Familie war (mindestens in der Schweiz) die, daß vor allem auf journalistischer Ebene für eine breite Öffentlichkeit aufgezeigt wurde, daß sich Familie auf außerordentlich vielfältige Weise konkretisieren kann. Wortschöpfungen wie „Patchwork-Familie“, „Fortsetzungsfamilie“, „Lebensabschnittsgefährtentum“, „klassische Familie“, „moderne Familie“, „Einelternfamilie“ u.a.m. zeigen den tatsächlich existierenden Reichtum verschiedener familiärer Gesellungsformen auf. Allerdings hinken unsere inneren Bilder, die uns in unserem pädagogischen, pastoralen und politischen Handeln leiten, hinter der Realität weit zurück und sind – in der Schweiz – von den Familienbildern unserer lokalen historischen Größen wie Jeremias Gotthelf, Elisabeth Müller, Johanna Spyri, Johann Heinrich Pestalozzi, um nur einige wenige zu nennen, mitgeprägt. Unter einer Familie stellen wir uns nach wie vor die Familie der Kummerbuben (Müller 1965) oder der Turnachkinder (Bindschedler 1965) vor. Das durch diese Tradition perpetuierte Familienideal entspringt dem Ideal des evangelischen Pfarrhauses, entstammen doch die Autorinnen und Autoren teilweise diesem Milieu oder stehen ihm nahe. Noch heute ist die schweizerische Familienpolitik weitgehend von dieser Pfarrhausidylle bestimmt und orientiert sich am entsprechenden Muster: Eine Familie besteht aus einem berufstätigem Vater, einer nicht außer Haus berufstätigen Mutter, zwei Knaben, einem Mädchen, einem Berner Sennenhund, einem Kanarienvogel, diversen Meerschweinchen, einem eigenen Haus mit Garten. Empirisch wurde dieses Ideal nie mit einer gewissen Breitenwirkung gelebt, und heute stimmt dieses Bild sowieso nicht mehr mit der Realität überein.

2. Die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit,

zwischen den ethisch-emotionell anrührenden Bildern von Kindheit und Familie und der „schmuddeligen Wirklichkeit“, um mit Hartmut von Hentig zu sprechen, ist – ich habe es in der Einführung erwähnt – keineswegs neu, sondern gehört seit langer Zeit zu den konstituierenden Elementen von pädagogischen Auseinandersetzungen. Das soll nun anhand eines konkreten Beispiels illustriert werden. Für die Seite des *Ideals* ziehe ich einige Textpassagen aus Pestalozzis Erziehungsroman „Lienhard und Gertrud“ heran, die damals gelebte *Wirklichkeit* soll anhand einiger sozialgeschichtlicher Daten kontrafaktisch dagegegehalten werden.

2.1 Mit der guten Gertrud und ihrer Familie

stellt Johann Heinrich Pestalozzi den Leserinnen und Lesern seines Volksromans „Lienhard und Gertrud“ (1781) unzweifelhaft ein Ideal vor Augen. Gertrud ist die Frau des Tagelöhners Lienhard, mit dem sie mehrere Kinder großzieht: „*Gertrud ist die beste Frau im Dorf – aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt zu werden, getrennt, verschupft ins äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein*

nicht meiden konnte.“ (§ 1) Lienhard, von einem geschäftstüchtigen Wirt und Vogt immer wieder zum übermäßigen Alkoholgenuß verführt, wird durch seine Frau aus dem Elend befreit, denn diese ergreift in einer dunklen Stunde die Initiative, geht zum Landesfürsten Arner, erwirkt dort, daß Lienhard eine feste Anstellung bekommt und der Wirt bestraft wird. In § 31 schildert dann Pestalozzi den „Abend vor einem Festtage, im Hause einer rechtschaffenen Mutter“:

„Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morndrige festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen ... und bereitete alles auf morgen, damit denn am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an Tisch, um mit ihnen zu beten. Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetsstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen.“

Nach Dankgebeten und Vorsätzen, die sie zusammen mit ihren Kindern für die nächste Woche entwickelt, folgt in § 34 die Gewissenserforschung unter dem Titel „So ein Unterricht wird verstanden und geht ans Herz, aber es gibt ihn eine Mutter“:

„Mutter: Aber ihr Lieben! Wie ist's in dieser Woche mit dem Rechtun gegangen? Die Kinder sehen eines das andere an, und schweigen. ...

Niclas! Wie ist's dir in dieser Woche gegangen?

Niclas: Ich weiß nichts Böses.

Mutter: Denkst du nicht mehr dran, daß du am Montag das Grüteli umgestosen hast?

Niclas: Ich hab's nicht mit Fleiß getan, Mutter!

Mutter: Wenn du es noch gar mit Fleiß getan hättest, schämtest du dich nicht, das zu sagen?

Niclas: Es tut mir leid! Ich will's nicht mehr tun, Mutter!

Mutter: Wenn du einmal groß sein, und so, wie jetzt, nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist, so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel und Streit – und so muß ich fürchten, mein lieber Niclas! daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdest.

Niclas: Ich will gewiß achtgeben, Mutter!

Mutter: Tue es doch mein Lieber! und glaub mir, dieses unbedachtsame Wesen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niclas: Liebe, liebe Mutter! Ich weiß es und ich glaub es, und ich will gewiß achtgeben.“

Im nächsten Kapitel verstößt Niclas gegen seinen Vorsatz, stößt das Grüteli in einem Gedränge wieder um. Zur Strafe muß er ohne Essen ins Bett:

„Jetzt gab sie noch den Kindern ihr Nachtessen, und ging dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niclas noch weinte.

Nimm dich doch ein andermal in acht, lieber, lieber Niclas! sagte ihm die Mutter.

Und Niclas! Verzeih mir's doch, meine liebe, liebe Mutter! Verzeih mir's doch und küsse mich; ich will gern nichts zu Nacht essen. Da küßte Gertrud ihren Niclas und eine heiße Träne floß auf sein Antlitz, als sie ihm sagte: O Niclas! Niclas! Werde bedachtsam – Niclas mit beiden Händen umschlingt den Hals der Mutter und sagt: O Mutter! Mutter! Verzeih mir.

Gertrud segnete noch ihre Kinder, und ging wieder in ihre Stube. Jetzt war sie ganz allein – Eine kleine Lampe leuchtete nur schwach in der Stube, und ihr Herz war feierlich still, und ihre Stille war ein Gebet, das unaussprechlich ohne Worte ihr Innerstes bewegte. Empfindungen von Gott und von seiner Güte!“ (Aus § 36.)

Soweit die Idylle. Drei zentrale Topoi sind erkennbar:

Häuslichkeit (die sog. Physiokraten in der Schweiz versuchten, die ganze Gesellschaft von der Einheit „Haus“ aus zu verstehen), *Mütterlichkeit* (die starke Mutter, die ihre Familie 'führt') und *Moral*, die den Kindern im Dialog vermittelt wird. Diese drei Topoi finden sich z.B. auch bei Gotthelf, der schreibt: „Die *Weiber* sind der Sauerteig des *Hauses*, und von ihnen nimmt das ganze Haus Geschmack und Geruch an. Und *das Haus* ist die Pflanzschule künftiger Geschlechter. Es ist die *Mutter* nicht nur die Gebärerin des Leibes ihrer Kinder, sondern sie ist auch die Leiterin ihrer Seele, sie prägt die ersten Eindrücke denselben ein. Das weibliche Geschlecht ist darum von so hoher, gewaltiger Bedeutung durch sein Walten im Haus, für *Sitte, Zucht und Frömmigkeit...*“ (Gotthelf 1978, 618; Hervorhebungen M.F.)

2.2 Die Wirklichkeit der ländlichen Schweiz im 17./18. Jahrhundert

sah allerdings anders aus, als die Welt, die uns in in den Romanen Pestalozzis und Gotthelfs in pädagogischer Absicht geschildert wird. Die drei eben erwähnten Topoi wurden in jener Zeit zwar mannigfaltig in der pädagogischen Literatur als Zielzustände imaginiert, die Realität aber präsentierte sich anders, gegenüber den Imaginationen defizitär. Um dies zu zeigen, führe ich nachfolgend einige sozialgeschichtlich relevante Daten auf.

Die ländliche Gesellschaft der Schweiz war in fünf Stände unterteilt: in *Vollbauern* (sie verfügten über einen Zug [= Pferdegespann], konnten also ohne fremde Hilfe pflügen), in *Halbbauern* ($1/2$ Zug), in *Tauner/Tagelöhner*, in besitzlose *Hintersassen* und ins *Gesinde*. Das Verhältnis zwischen Bauern und Taunern war in Kirchberg (Kanton Bern) 8 : 24. Von Männedorf im Kanton Zürich berichtet Hauser (1987, 34), daß im 19. Jahrhundert im ganzen Dorf nur ein einziger Pflug und eine Egge zur Verfügung standen. Lebte also in derjenigen Zeit, in der Pestalozzi seinen Volksroman schrieb (im ausgehenden 18. Jahrhundert), der große Teil der Bevölkerung und der Kinder in den unbegüterten Ständen der Halbbauern, Tauner und Hintersassen, so ist beizu-

fügen, daß bis ins ausgehende 17. Jahrhundert die *Bevölkerung* immerhin konstant war und höchstens durch Kriege und Epidemien größere Schwankungen entstanden. Der Grund für die Stabilität war der, daß die Ressourcen der Gesellschaft zu gering für ein Wachstum waren. Eheverbote auf dem Land für Leute ohne Hof, für Dienstpersonal, Soldaten und Reisläufer stützten die Stabilität. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kam es, ausgelöst durch bessere Ernährungsmöglichkeiten (Landreform, Protoindustrie), auf dem Land zu einem außerordentlichen Bevölkerungswachstum. Die dadurch entstehenden großen Schichten waren sozial nicht stabilisiert durch eine gesicherte Größe des Hofes: Sie lebten von Dienstbotenarbeit, Protoindustrie etc.

Die Stellung der Kinder veränderte sich damit relativ schnell. Obschon die alte Eidgenossenschaft in den Reiseberichten des 17./18. Jahrhunderts regelmäßig als Hirtengebiet besungen wurde, gehörte sie zu den am stärksten protoindustrialisierten Gebieten des Kontinents (Braun 1984, 110). Durch die damit gegebenen Möglichkeiten wurden Kinder erwerbsfähig (Baumwollzupfen und -spinnen). Die erwerbstätigen Kinder gaben den Eltern einen Teil der Entlohnung für den Unterhalt, die sog. Rast, ab, der Rest wurde behalten. Sehr bald begannen sie, diesen Umstand auszunützen und unabhängig von ihrer Stammfamilie die billigste Rast zu suchen, d.h. jene Familie, wo sie für die Rast wenig bezahlen mußten: Sie wurden so zu *Rastkindern*. Die Tragweite des Problems läßt sich daran ablesen, daß sich 1777 die Zürcher Kirche veranlaßt sah, das Aufnehmen von unkonfirmierten Rastkindern zu verbieten.

Neben diesen soziologischen Daten ist es interessant, einige Informationen aufzuführen, die Rückschlüsse über die Qualität der Familienbeziehungen zulassen. Protokolle der *Chorgerichte* bzw. der sog. *Stillstände* erlauben vorsichtige Rückschlüsse in diese Richtung. Im Kanton Bern weist etwa die Geschäftsordnung des Stillstandes von Arch-Leuzigen folgende Haupttraktanden aus: Streitigkeiten mit Nachbarn (machte 20% aller Geschäfte aus), Fluchen und Gotteslästerung bzw. -bezweiflung, *Roheit der Männer* gegenüber den Frauen, *Vergnügungssucht*, liederliche Haushaltsführung. Sabbatbrechungen, *Trunkenheit*, Halsstarrigkeit, *schlechte Kinderzucht*, nächtliches Herumschweifen, unerträgliche Unerkannntnuß, unbußfertiges Leben, Verspottung und Vermüpfung, Tabakrauchen (aus: Weißkopf 1985). Neben diesen Daten, die auf eine geringe (männliche) Hemmschwelle in bezug auf körperliche Gewalt schließen lassen, läßt sich namentlich von der Familienrealität der Tauner noch folgendes stichwortartig aussagen:

- *Die Väter* der Taunerfamilien blieben oft die ganze Woche an ihren Arbeitsplätzen. Holzknechte, Bergarbeiter oder Störendhandwerker konnten nicht täglich zu ihren Familien zurückkehren. Der „tatsächliche Zeitraum, der von einer Familie gemeinsam verbracht wurde“, war äußerst gering (Sandgruber 1982), es gab also schon damals die Realität der „vaterlosen“ Familien.

- *Wohnverhältnisse*: Die Taunerhäuser hatten zwei Räume: Küche und Schlafzimmer. Das Leben spielte sich, vor allem im Winter, auf engstem Raum ab.
- *Essen* war ein sozial differenzierendes Merkmal. „Schon beim Brot, das man selber herstellte, mußte gespart werden.“ (Weber 1984, 23)
- *Generatives Verhalten*: In Taunerfamilien lebten oft 5 bis 10 Kinder (ohne die bei der Geburt verstorbenen); viele Kinder waren keine Wunschkinder (vgl. Weber 1984, 24).
- *Erziehungsgrundsätze und -mittel*:
 - Kinder mußten so schnell wie möglich arbeitstauglich werden. über die Sabbat- und Sittenmandate übte die protestantische Kirche einen bestimmenden Einfluß auf die Arbeitsgesinnung aus. „Schwelgen, Müßiggang sind die Quelle allen Übels, heißt es in den Mandaten, den Predigten.“ (Hauser 1987, 39) Dieses protestantische Arbeitsethos wirkte sich auf die Realität der Kinder aus. So vertrat etwa bei der Gründung des Zürcher Waisenhauses die Kommission die Ansicht, schon siebenjährige Kinder sollten zum Arbeiten angehalten werden, damit sie sich daran gewöhnen (Hauser 1956, 5). Kinderarbeit war nicht nur geduldet, sondern nötig. Die Arbeit gehörte zu einer rechten christlichen Lebensführung (Hauser 1987, 40). Zeit zum Spielen⁵ hatten nur die Kleinkinder (ebd., 207).
 - Die Erziehung erfolgte vorwiegend nonverbal, was auch auch für die Moralerziehung galt: Körperstrafen waren vorherrschend, nicht Belehrungen durch Worte wie bei „Lienhard und Gertrud“. Erziehungsprozesse vollzogen sich „naturwüchsig“, d.h. ohne bewußtes Eingreifen und gezielte Formung und Ausbildung kindlicher Fähigkeiten. „Children were punished in a variety of ways and for a variety of reasons: as punishment, as training, as encouragement, to instill fear or respect, or simply to satisfy the malicious pleasure of an older or bigger person“, stellt Walvin (1982, 46) für England fest. Auch in der Schweiz war die Erziehung alles andere als zimperlich, und die Rute war ein anerkanntes Erziehungsmittel (Hauser 1987, 208).
 - Bewußte Erziehungsgrundsätze waren Erziehung zu Arbeitsamkeit, Frömmigkeit, Bescheidenheit und Gehorsam (Weber 1984, 28).

Füllt man diese wenigen sozialgeschichtlichen Daten mit Leben, so wird schnell evident, daß die drei Topoi „Häuslichkeit“, „Mütterlichkeit“ und „Moralerziehung durch Dialog“, die in Pestalozzis Schilderung der Taunerfrau „Gertrud“ stilisiert wurden, mehr utopischer Imagination als bodenständiger Realität verpflichtet waren.

⁵ Traditionelle Kinderspiele waren das Schlitteln [= rodeln], das Kluckern mit Marmeln, Reifeln, Seilspringen, Stelzengehen und das Spielen mit Windrädchen (vgl. Mathys, [1983]).

3. Fazit

- Bild und Wirklichkeit sind im pädagogischen Diskurs nicht deckungsgleich. Das wird im Vergleich des Pestalozzi-Textes mit seiner Zeit deutlich.
- Das Familienleben war in den letzten Jahrhunderten wohl kaum jemals so, wie es die pädagogische Idyllik stilisiert hat. Es ist für viele moderne Zeitgenoss(inn)en immer wieder überraschend festzustellen, daß schon die Taunerfamilien des 18. Jahrhunderts über weite Zeiträume „vaterlos“ waren. Das Zurkenntnisnehmen derartiger Realitäten kann für die Diskussionen unserer Zeit entkrampfend wirken.
- Imagination und Deskription sind zwar zwei Seiten derselben pädagogischen Medaille, die Pädagogik favorisiert allerdings die Imagination klar. Dies ist so, weil Pädagogik sich am Erreichen positiver Ziele, wie immer letztere auch gefällt sein mögen, orientiert und von der Vorstellung des Gelingens – nicht des Scheiterns – erzieherischer Prozesse ausgeht (Oelkers 1985, 18), aus motivationalen Gründen wohl ausgehen muß.
- Pädagogische Imaginationen und Bilder sind als handlungsleitende Kognitionen unersetzbar. Problematisch werden diese Bilder dann, wenn sie sich zu weit von der Realität entfernen. Diese Gefahr besteht, ausgelöst durch die Dynamisierung der Gesellschaft (Herzog 1994, 213), heute durchaus. Nach wie vor wird von Seiten der Kirchen und der Politik einseitig das Aufwachsen in der sog. traditionellen Familie als einziges Ideal imaginiert, ohne darauf zu achten, daß einerseits auch diese Familienform ihre Leiden hervorbringt, wovon die moderne Literatur von Peter Weiss bis Thomas Bernhard beredt Zeugnis gibt, und ohne darauf zu reflektieren, daß andererseits das Aufwachsen in neuen Familienformen und unter veränderten Kulturbedingungen auch spezifische Qualitäten enthalten dürfte, die vielleicht noch nicht entdeckt sind. Es kommt m.E. für die Zukunft der westlichen Welt viel darauf an, daß wir Pädagogen und Religionspädagogen die in der Welt empirisch vorfindlichen Elemente des Aufwachsens von Kindern in unser Denken aufnehmen, uns darauf einstellen (statt sie lediglich abzuwehren) und daraus neue, zukunftsweisende Imaginationen entwickeln. Diese Bilder sind nötig, um die Realität auf neue, an einer zeitgenössischen Humanität orientierte Ideale hin umzugestalten.

Literatur

- Aebli, H., Bildungsaufgaben vor einer veränderten Arbeitswelt, in: *Wirtschaft und Recht*, 37/ Nr. 2, 287-299, 1985.
- Bindschedler, Ida, *Die Turnachkinder im Sommer*, Verlag Huber, Frauenfeld 1965.
- Bindschedler, Ida, *Die Turnachkinder im Winter*, Verlag Huber, Frauenfeld 1965.
- Braun, R., *Das ausgehende Ancien Régime*, Göttingen / Zürich 1984.
- Bronfenbrenner, U., *The Origins of Alienation*, in: *Scientific American*, August 1974, 56ff.

- Büttner, Ch., Elschenbroich, Donata, Ende, A. (Hrsg.)*, Kinderbilder -Männerbilder. Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung von Kindern und Jugendlichen. Jahrbuch der Kindheit, Band 10. , Weinheim und Basel 1993.
- Cassierer, E.*, Philosophie der symbolischen Formen, zweiter Teil: Das mythische Denken, Darmstadt 1987⁸.
- Gotthelf, J.*, Wie fünf Mädchen jämmerlich im Branntwein umkommen, in: Kleinere Erzählungen, Ex Libris Buchverlag, Zürich 1978.
- Hauser, A.*, Zur Geschichte der Kinderarbeit in der Schweiz. ETH, Kultur- und staatswissenschaftliche Schriften, Heft 94, Zürich 1956.
- Hauser, A.*, Was für ein Leben. Schweizer Alltag vom 15. bis 18. Jahrhundert. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1987.
- Hauser, A.*, Das Neue kommt. Schweizer Alltag im 19. Jahrhundert. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1989.
- Herzog, W.*, Gesellschaftlicher Wandel und schulische Autonomie – Erneuerung der Lehrerinnen- und Lehrerbildung, in: Beiträge zur Lehrerbildung, 12/2, 206-223, 1994.
- Laucken, U.*, Naive Verhaltenstheorie, Stuttgart 1974.
- Mathys, F.K.*, Ist die schwarze Köchin da? Alte Kinderspiele, Frauenfeld 1983.
- Müller, Elisabeth*, Die sechs Kummerbuben, Franke Verlag, Bern 1965.
- Ochiltree, Gay*, Children in Australian Families, Longman Cheshire, Melbourne 1990.
- Oelkers, J.*, Die Herausforderung der Wirklichkeit durch das Subjekt. Literarische Reflexionen in pädagogischer Absicht, Weinheim/München 1985.
- Oelkers, J.*, Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte, Weinheim 1992².
- Osterwalder, F.*, Die Geburt der deutschsprachigen Pädagogik aus dem Geist des evangelischen Dogmas, in: Vierteljahresschrift für Wissenschaftliche Pädagogik, Heft 4, 1992, 426-454.
- Packard, V.*, Verlust der Geborgenheit. Unsere kinderkranken Gesellschaft. Was die Vernachlässigung der Familie für unsere Kinder und die Zukunft der Gesellschaft bedeutet, München/Bern 1989.
- Pestalozzi, J.H.*, Lienhard und Gertrud. Hier zitiert nach der Edition des Winkler Verlages, München, hrsgg. von Cepl-Kaufmann, Gertrude und Windfuhr, M., 1781 (Original).
- Postman, N.*, Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt a.M. 1985¹¹ (Amerik. Original: *The Disappearance of Childhood*, New York 1982).
- Richter, D.*, Das fremde Kind. Zur Entstehung des Kindheitsbildes des bürgerlichen Zeitalters, Frankfurt a.M. 1987.
- Sandgruber, R.*, Die Agrarrevolution in Österreich, in: *Hoffmann, A. (Hrsg.)*, Österreich-Ungarn als Agrarstaat, Wien 1978.
- Walvin, J.*, A Child's World. A Social History of English Childhood, Penguin Books, Harmondsworth 1982 .
- Weber, Therese*, Häuslerkindheit. Autobiographische Erzählungen, Wien/Köln/ Graz 1984.
- Weißkopf, T.*, Idee – Person – Wirklichkeit: John Locke und Jean-Jacques Rousseau. Vorlesungsmanuskript, unveröffentlicht, Bern 1985.
- Zdarzil, H.*, Pädagogische Anthropologie, Graz/Wien/Köln 1978.
- Ziehe, T.*, Gegen einen Kindheitsfundamentalismus. Einige Beobachtungen und Thesen eines Aussenstehenden, in: Pädagogik, Nr. 7-8 (Juli/August), 1992, 63-65.